

Nikotin und Heldennuth.

Von A. Oskar Klaußmann.

Vom Kriegsschauplatz in Ostasien, wo seit länger als einem Jahre einer der blutigsten Kriege tobt, welche die Weltgeschichte jemals zu verzeichnen hatte, kommt die Nachricht, daß Russen und Japaner leidenschaftliche Raucher sind und daß sowohl die gesunden und dienstfähigen Soldaten, wie die Verwundeten in gewissen Augenblicken nichts so sehr vermiffen, als den Tabak: die Cigarette oder die Cigarette. Die Kriegsberichterstatter schildern uns, wie in den japanischen Lagern ein Duzend Japaner um ein Wachfeuer herumsitzen und sich an einer einzigen Cigarette, die von Mund zu Mund geht, delectiren; wie in den russischen Stellungen bei Mutschen die Mannschaften stundenlang einem Offizier nachschließen, auf den Augenblick wartend, wo er seinen Cigarettenstummel von sich warf, um dann nach diesem Rest zu greifen und sich den langentbehrten Genuß des Rauchens wenigstens für kurze Zeit zu verschaffen. Die Ärzte berichten uns, wie die Japaner, welche bekanntlich die schrecklichsten Verwundungen mit fast übermenschlichem Muth und heroischer Geduld ertragen, mit zerschmetterten Gliedern auf den Tragbahnen liegen, aber fröhlich ihre Cigarette dämpfen, wenn ihnen eine solche gesendet wird. Empört verwies der russische Batterieführer in einem der Kämpfe am Schabo einem der Artilleristen, der bei jeder feindlichen Granate, die herantam, sich ängstlich hinter das Geschütz duckte, seine Feigheit; aber der Mann antwortete ruhig: „Herr Kapitän, ich thue es nicht aus Furcht, ich will nur meine Tabakpfeife retten und vor dem Geschossenwerden behüten, es ist die letzte Pfeife in der Batterie.“

Es ist aber nicht etwa erst der jehige Krieg in Asien, durch den der Werth des Tabaks für den Soldaten im Felde festgestellt worden ist, sondern das Interesse des Soldaten für das Nikotin geht zurück bis in die Zeit des 30jährigen Krieges. Dieser trug ja gerade durch die Soldateska, die aus Frankreich, aus Spanien, Frankreich, Portugal, aus Schweden und Dänemark nach Deutschland kam, dazu bei, das Rauchen populär zu machen und zu verbreiten.

In den Ländern, in denen viel geraucht wird, wie in Südamerika, gehört der Tabak zum Solde des Soldaten. Er erhält ihn nebst den anderen Nahrungsmitteln, weil er als unentbehrliches Lebensmittel betrachtet wird. Ebenso liefern fast sämtliche Staaten, in denen das Tabakmonopol herrscht, wie zum Beispiel Italien, Frankreich, Oesterreich, den Soldaten eine gewisse Sorte Rauchtobak entweder gratis oder für einen geringen Preis. In der österreichischen Armee wird ein besonders guter Tabak den Soldaten auf Kredit geliefert, und an jedem Jahrsende ruft der Korporal die Mannschaften zum „Tabaklegen“, das heißt zum Bezahlen des Tabaks. Dieser Tabak ist so vorzüglich, daß die österreichischen Soldaten mit den ihnen gelieferten Paketen Handel treiben, da es auch unter dem Civilpublikum eine Menge Liebhaber dieser Tabaksorte giebt. Um aber zu verhindern, daß die Soldaten ihn gewerbsmäßig verkaufen, wird jedem Mann monatlich nur ein bestimmtes Quantum geliefert.

Auch als die deutschen Truppen in den Jahren 1870—71 im Feldzug gegen Frankreich waren, wurde ihnen sowohl in Form von Liebesgaben wie auch offiziell Tabak, namentlich Cigaretten, geliefert. Wo die Truppen bei der Okkupation einquartiert waren, mußten ihnen die Städte nicht nur das Essen, sondern auch per Tag gewöhnlich eine halbe Flasche Wein und vier bis sechs Cigaretten pro Mann liefern.

Tabak und Heldennuth sind im Kriege häufig miteinander verbunden gewesen. Während des ganzen Feldzuges von 1870—71 gingen die deutschen Offiziere mit der brennenden Cigarette im Munde, ihren Truppen weit voran, in's Feuer.

Der deutsche Nationalheld Blicher hatte ein Faktotum, einen Husaren Namens Hennemann, siten in seiner Nähe, der bei dem Feldmarschall das Amt eines Pfeifenstoppers bekleidete. Mitten im Gefecht hielt Hennemann neben seinem Herrn und reichte ihm eine frisch gestopfte Pfeife nach der anderen. Selbst die Engländer erkannten den Heroismus des Feldmarschalls Blicher und seines Hennemann in der Schlacht von Waterloo an. Eben war Blicher mit den Preußen auf dem Schlachtfeld von Waterloo erschienen, um den schwerbedrängten Engländern Hilfe zu bringen, als er von Hennemann eine Pfeife begehrte. Dieser reichte ihm die lange holländische Thonpfeife. Im selben Augenblick aber explodirte eine Granate vor dem Pferde Blichers, und die Sprengstücke trafen auch die Gipspfeife und zerschmetterte sie vollständig.

„Stopp mir eine neue Pfeife,“ sagte Blicher, und wenige Minuten darauf dampfte er gewaltige Rauchwolken während rings um ihn die Granaten einschlugen.

„Halt mir eine neue Pfeife parat,“ befahl Blicher, „ich muß den Satermentern von Franzosen näher auf den Leib.“ Dann setzte sich der Feldmarschall an die Spitze einer Angriffskolonne, mit der er die Franzosen aus ihren letzten Positionen hinauswarf. Erst spät am Abend lehrte Blicher zu der Stelle zurück, wo Hennemann stand. Er fand den treuen Pfeifenstopfer aus mehreren Wunden blutend, aber mit einer frisch gestopften Pfeife in der Hand. Es war Wellington, der englische Feldherr, der diesen Heldennuth des braven Hennemann höher stellte als den seiner Schotten, die sich mit wahrhaft bewundernswerther Todesverachtung auf die Franzosen gestürzt hatten.

Feldmarschall Blicher, der ein sehr feiner Diplomat zu sein verstand, erklärte aber:

„Die Sache war für Hennemann nicht so schwer; er hatte Tabak, und der fehlte Ihnen Schotten.“

Bis zum letzten Augenblick rauchte Erdbild vor der Schlacht bei Rossbach seine kurze Thonpfeife. Als er sie in die Luft warf, war dies das Zeichen zum Angriff für die preussische Kavallerie, die sich wie ein Wettersturm auf die überraschten Franzosen warf und sie binnen einer Stunde vollständig schlug.

Bei Gravelotte stand, wie uns Fürst Bismarck erzählt, die Schlacht eine Zeitlang recht ungünstig für die Deutschen. Man wartete seit länger als einer Stunde auf das Eintreffen von Verstärkungen, die immer noch nicht erschienen. Unbeweglich saß Moltke auf seinem Pferde und überblickte das Schlachtfeld. Bismarck rief, daß er auf eine direkte Frage keine Antwort erhalten würde; er ritt an Moltke heran und bot ihm seine Cigarettasche. In dieser befanden sich noch eine sehr gute und eine minderwertige Cigarette. Moltke warf einen Blick auf die Cigarettasche und nahm die gute Cigarette.

Das war für Bismarck ein Zeichen, daß der große Schlachtenlenker noch nicht verzweifelte, denn sonst hätte er nicht noch einen Blick für die Einschätzung der beiden Cigaretten gehabt. Als unmittelbar darauf Moltke die gute Cigarette rauchte, soll auch Kaiser Wilhelm gesagt haben: „Die Sache steht noch nicht schlimm, Moltke raucht noch.“

Einen hübschen Scherz, der den Vorzug hat, noch nicht veröffentlicht zu sein, erzählt man sich aus dem Feldzug von 1866 heute noch bei einem der oberösterreichischen Regimenter, die meist polnischen Erbsah haben. Bei dem raschen Vormarsch der Preußen nach Böhmen war der Tabak zu Ende gegangen, und Offiziere und Mannschaften litten gleichmäßig unter dem Mangel alles Rauchbaren. Eine Kompanie lag in einem kleinen Orte in Quartier. Niemand hatte etwas zu rauchen; Nachmittags um Appell aber erschienen zwei Polen mit dampfenden kurzen Tabakpfeifen.

„Wo habt Ihr den Tabak her?“ fragte der Hauptmann.

„Herr Hauptmann, wir haben so viel Tabak, daß wir darauf schlafen,“ erklärten die Soldaten.

In einem Quartier fanden die beiden Leute Matratzen mit Seegras ausgefüllt, und da die biedereren Soldaten bisher nur gewohnt gewesen waren, auf Strohmatten zu schlafen, konnten sie überhaupt Seegras nicht. Sie hatten es vielmehr für Tabak gehalten, und da ihr Geschmach nicht besonders verwöhnt war, rauchten sie das Seegras anstatt des Tabaks.

Auch während des Burenkrieges haben die englischen Soldaten nichts so schwer empfunden wie den Mangel an Tabak. Während der Belagerung von Ladysmith wurde dieser so rar, daß ein Pfund mit 30 Doll. bezahlt wurde, und ein Paket von zehn Cigaretten, welches man früher für 7½ Cents erhielt, kostete das Fünfundzwanzigfache. Die unglücklichsten Surrogate für Tabak wurden von den Soldaten in Ladysmith und auch sonst während des Burenfeldzuges verwendet. Besonders benutzte man getrocknete Theebblätter zum Rauchen. In den Blechbüchsen für Cornedbeef wurden am Wachfeuer die nassen Theebblätter getrocknet und dann geraucht. Sie sollen einen gräßlichen „Genuß“ gewährt haben, und nur die Verzweiflung über den Mangel an Tabak konnte die englischen Soldaten veranlassen, dieses Surrogat zu rauchen.

Deutschland besondere Lokalitäten hatte, in denen man rauchte, die sogenannten „Tabagien“, die allerdings nicht nur Raucher, sondern auch Trinkschächler waren. Während des Krimkrieges, den bekanntlich England, Frankreich, Sardinien und die Türkei gegen Rußland führten, wurden zeitweise die Nahrungsmittel knapp, und die englischen Offiziere und Mannschaften lernten von den Türken, daß der Genuß einer Cigarette oder einer Pfeife Tabak den vor Hunger bellenden Magen wenigstens für einige Zeit beschwichtigte. So gewöhnten sich die englischen Offiziere das Rauchen an, und durch sie kam es nach England und fand dort solche Verbreitung, daß es schließlich als eine berechtigte Gewohnheit auch in der guten Gesellschaft anerkannt wurde. Der König von England ist bekanntlich selbst ein sehr starker Raucher.

Auch von General Kuroki, dem Führer der Japaner in der Schlacht am Yalu, erzählt ein Kriegsberichterstatter, wie er mit staunenswerther Seelenruhe von einem erhöhten Standpunkte aus die Schlacht leitete und dabei ununterbrochen Cigarette auf Cigarette rauchte. Für den Feldherrn, der in einer entscheidenden Schlacht eine ungeheure Verantwortung auf sich hat, von dessen Handeln nicht nur das Leben von Tausenden seiner Soldaten, sondern auch das Wohl und Wehe seines ganzen Vaterlandes abhängt, mag in solchen Augenblicken der Spannung das Rauchen ein wahres Labial und ein Beruhigungsmittel sein. Gleichzeitig aber regt es auch die Nerven und damit die geistige Thätigkeit an.

Das Rauchen der kurzen Thonpfeife im Felzuge hat bekanntlich der unvergessliche Kaiser Friedrich als Kronprinz populär gemacht, und man kann sich auf den Bildern aus den Jahren 1870—71 die männlich schöne Gestalt des damals in vollster Gesundheit und Manneskraft prangenden Kronprinzen von Preußen kaum denken, ohne daß der unvergessliche Führer die charakteristische kurze Tabakpfeife in der Hand oder im Munde hat.

Ein Automobil-Unfall.

Erzählung von Paul Gerold.

Paul Eberlein saß tief in Gedanken versunken in seinem kleinen Landhaus. Er hatte soeben ein sehr einfaches Mahl verzehrt, denn seine Kasse war ziemlich leer. Und sie hätte doch sehr, sehr voll sein können, wenn er den Wünschen seiner Tante nachgegeben, von der er abhängig war. Er besaß zwar eine kleine Rente, aber die war immer nur am ersten jedes Monats fällig — und heute war erst der zehnte. Also noch zwanzig Tage! Ja, was sollte denn da eigentlich werden? Sollte er nachgeben? Sollte er sich wirklich zu einer Heirat ohne Liebe zwingen, in eine solche Ehe hineintreiben lassen?

Und doch — es war eigentlich das einzige Mittel, sich aus seiner peinlichen Lage zu befreien.

„Sie will mich in ein vergoldetes Nest setzen, das statt mit weichen Federn mit Dornen und Dornen gesättelt ist!“ murmelte er. „Nein, liebe Tante, das machen wir nicht! So lange ich noch ein Dach über meinem Kopf habe und nicht zu verhungern brauche, so lange heirathe ich Deine Marianne Treutler nicht! Nie!“

Bei diesen Worten nahm er einen Brief, den er soeben geschrieben, und klebte eine Marke darauf.

In diesem Augenblick wurde heftig an der Hausthür geklopft.

„Ranu? Wer kann denn das sein? So spät?“

Er lief hinaus und öffnete die Hausthür. Auf der obersten der drei Stufen stand ein hübsches, junges Mädchen und hinter diesem ein vor Rasse tiefender, junger Mann. „Ach, bitte, dürfen wir hier eintreten?“ fragte das Mädchen halb lachend, halb ängstlich. „Wir haben nämlich schauderhaftes Unglück gehabt!“

„Aber der arme Fritz!“ lachte sie. „Aber der arme Fritz!“ — „Nicht friert ganz schauderhaft,“ warf der arme Fritz lächelnd ein. „Ich werde Ihnen gleich einen andern Anzug geben.“

„Wenn es Ihnen nicht zu viel Umstände macht, so wäre ich Ihnen recht dankbar, wenn ich ein Glas Rum oder Cognac oder noch lieber ein Glas Grog haben und mich ein wenig ins Bett legen könnte,“ versetzte der junge Mann, an dem das Wasser in kleinen Bächen heruntertröpfelte.

„Kommen Sie mit,“ sagte Eberlein und führte den Gast in sein Schlafzimmer, wo er ihm rasch ein Glas Grog bereite und es ihm bequem machte. Dann eilte er zu der Dame zurück.

„Ich habe es Ihrem Bruder gemüthlich gemacht,“ berichtete er. „Er scheint sehr besorgt um sich zu sein.“ „Ach ja,“ bestätigte sie, „der arme Fritz ist ein bißchen außer Fassung gekommen. Seine ganze Fassung liegt im Reich — wenn er je welche gehabt hat!“

Sie lachten beide bei der Erinnerung an die erbarmungswürdige Gestalt und es schien Paul Eberlein, als läge sowohl im Ton, wie überhaupt im Wesen des jungen Mädchens ein Theil Verachtung für den zimperlichen Bruder. Dann stand er plötzlich auf. „Jetzt werde ich aber ein kleines Abendbrot für Sie besorgen.“

Kurze Zeit darauf kehrte er mit einem Brett zurück, auf welchem ein feines Mahl stand; beide setzten sich nieder und aßen und schwatzten vergnügt.

„Sie wohnen hier ganz allein?“ fragte das Mädchen. „Ganz allein. Aber, bitte halten Sie mich nicht etwa für einen Geizhals. Nach dem bescheidenen Mahl hier dürfen Sie nicht urtheilen. Es ist nur das Resultat meiner Thorheit — oder wie meine Verwandten sagen: meiner Boshaftigkeit, daß ich mir Wohlleben und Reichthum verschert habe.“

„Und nun müssen Sie die Strafe dafür erdulden?“ „Jawohl,“ antwortete er lachend. „Es thut mir nur leid, daß auch Sie darunter leiden müssen.“

Auch sie lachte. „Mir gefällt das außerordentlich!“ „Trotz der bedauernden Lage Ihres Bruders?“

„hm — ja. Es ist wenigstens Freiheit!“ „Ach ja, Freiheit!“ Sein Interesse für das junge Mädchen stieg immer höher. „Auch Sie haben schon trübe Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht?“

„Ja, leider. Das ist ja bei uns jungen Mädchen nun einmal nicht anders. Es ist die alte Geschichte vom Heirath zwingen.“

„Ach — man will Sie zu einer Heirath zwingen?“

Sie nickte. „Als ob wir armen Geschöpfe zu weiter nichts auf der Welt da wären!“

„Und ich wünschte, wir könnten die Reife zusammen fortsetzen.“ „Das kann nicht sein,“ gab sie mit verlegenen Lachen zurück. „Oh, wie dumm, wie schrecklich dumm bin ich gewesen!“ rief Paul bedauernd. „Ich wollte meiner Tante nicht glauben, als sie mir versicherte, Marianne sei — sei — nun, was Sie in Wirklichkeit sind, Marianne — Verzeihung — wollte sagen Fräulein Treutler. Doch nun — darf ich diesen Brief ins Feuer werfen?“

„Thun Sie es lieber nicht, Herr Eberlein!“

„Auch nicht, wenn ich mein Vorgehen tief bereue und um Verzeihung bitte.“

„Sie kennen mich doch garnicht. Sie können den Brief vielleicht später verwenden.“

„Oh, Marianne!“ Er ergriff ihre Hand. In diesem Augenblick riß es draußen an der Hausthür. „Paul ging und öffnete. Vor ihm stand — Frau Treutler und seine Tante.“

„Hier ist sie! Gerade hier! Das ist doch aber unglücklich!“ rief Frau Klammenstein verbortend. „Ja, hier ist sie. Schade, daß Ihr mich gefunden habt!“ entgegnete Marianne trocken.

„Ein Brief für mich?“ fragte Pauls Tante und nahm das auf den Tisch liegende Schreiben zur Hand. „Einen Augenblick, liebe Tante, ein Nessel haften.“

„Ich möchte erst etwas wissen, ehe Du den Brief ließt. Fräulein Treutler, es kommt auf Sie an, ob meine Tante den Brief lesen oder ungelesen verbrennen soll.“

Eine Pause trat ein. Dann lächelte das junge Mädchen schelmisch und sagte: „Werfen Sie ihn lieber ins Feuer, Frau Klammenstein!“

„Ein interessanter Grabfund.“

An der Lelanderer Chaussee bei der medienburgischen Landstadt Teterow erhebt sich eine sanft ansteigende Anhöhe, die im Volksmunde die Bezeichnung „Hübelberg“ führt. Hier wurden an mehreren Tagen Ende April unter Aufsicht des Professors Veltz-Schmerin Ausgrabungen vorgenommen, bei denen man etwa 1.600 Meter unter der Oberfläche ein Doppelgrab aus dem 2. bis 3. Jahrhundert nach Christo freilegte.

In jeder der beiden, aus Stein gebildeten Grabkammern lag in der Richtung von Nord nach Süd eine Leiche. Während die Leichen selbst völlig vergangen sind, und an ihrer Stelle nur eine schwarzbraune, mit Knochenresten vermischte Erdschicht zurückgelassen ist, zeigten sich die Gegenstände, die man einst vor etwa 1700 Jahren den Toten mit in's Grab gegeben hat, theilweise noch wohl erhalten. Neben der einen Leiche lag ein großes, breites eisernes Schwert mit bronzener Brand in einer mit Knochen verklebten Hölzschale, ferner ein schwarzer, thönerner Trinkbecher, eine Schale mit bronzener Fuhring, bronzener Halsbeschlag und hölzernen Wandungen, sowie die Reste von zwei römischen Schalen aus geflorenem grünlichen bzw. blauen dünnwandigen Glas. Die Kränze bei der anderen Leiche setzten sich zusammen aus einem römischen Würfelf, der quadratförmig wie die jetzt gebräuchlichen, nur etwas flacher ist (die Augen auf dem Würfelf sind nicht gelochet, sondern mit Doppeltringen eingravirt), weiterhin aus einem römischen Spielstein in Kegelform, einigen abergläubischen Zwerchen dienenden sog. Krabensteinen, einem mit Henkel versehenen Bronzegefäß und einem aus Holz und Eisen bestehenden Gerath, das auf dem Gerippe lag und dessen Zweck nicht ersichtlich ist. Zwischen den beiden Leichen wurden noch die Knochen eines Thieres gefunden.

Man kann dieses Grabdenkmal wohl als das eines Germanenfürsten aus der Periode der Markomannenkriege ansprechen, da es zweifellos einer Zeit entstammt, in der römische Gebrauchs- und Luxusgegenstände in größerer Menge als Handelswaare und als Beutefolge oder auch als Geschenke römischer Kaiser in den Besitz germanischer Häuptlinge und Krieger gelangten.

Das Seidenpferd.

A.: „Ihres Herrn Vaters, des allen biedereren Seidenpferdes, kann ich mich noch recht gut erinnern!“

Parvenü (zu Herren): „Ja, es hat eben jeder sein Seidenpferd. Das Seidenpferd war halt so eine Passion von meinem Ate!“

Ein Schlangentopf.

Gast: „Aber Herr Wirth, Sie haben ja hier eine Paule stehen!“

Wirth: „Ja, sehen Sie, früher stand hier ein Klavier, da haben nun manche Gäste wie verrückt darauf herumgeputzt, nun habe ich eine Paule hingestellt, vielleicht spielt jetzt Jemand darauf Klavier.“

Kleines Bücherverständniß.

Schuldner (dem eine Rechnung vorgezeigt wird): „Heut kann ich die Rechnung nicht bezahlen; Sie werden noch ein bißchen auf das Geld warten müssen.“

Kommis: „Schön, das hat mein Chef auch gesagt.“

Schuldner: „Was hat er gesagt?“

Kommis: „Ich sollte auf das Geld warten.“

Posthaft.

„Hast Du meinen Verlobungsring schon gesehen?“ fragte die junge Braut in der kleinen Stadt ihre Freundin. „Ja, ich hab' ihn schon bemerkt.“

„Und weißt Du auch, woher ich ihn habe?“ fragte sie stolz, das Kleinod in der Sonne schimmernd lassend. „Well,“ meinte die Freundin, das Näschchen rümpelnd, „jedenfalls aus der Großstadt, denn hier in unserem Neste giebt's keine Abzahlungs- = Juwelier-Geschäfte.“

Ein guter Kerl.

Präsident (zum Angeklagten): „Also, Mandelfern, das Gericht hat Sie zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Da Sie aber fünf Monate in Untersuchungshaft gefessen sind, wird die über Sie verhängte Strafe hierdurch als verbüßt erachtet, und können Sie somit jetzt dieses Haus verlassen!“

Berthelddiger (gereizt): „Also war mein Klient um einen Monat länger in Untersuchungshaft, als die über ihn verhängte Strafe ausmachte!“

Angeklagter: „Aber meine Herren, freiten Sie mir wegen dem! Hab ich halt für's nächste Mal 'n Monat gut!“

Werkwürdiger Zusammenhang.

Gefreiter Kleppke: „Wo warst Du so lange, Müller, fast drei Wochen hab' ich Dich nicht gesehen.“

Gefreiter Müller: „Ach lag im Garanonlazareth, denn ich vor drei Wochen meiner ersten Flamme begegnet.“

Wandelhafte Einrichtung.

Freudin: „Wie, Du kannst Deinem Mann nicht einmal einen Knopf anhängen?“

Junge Frau: „Ach, ich könnte schon; aber wir haben ja gar keine Nähmaschine!“

Vorsicht!

Bauer: „Sie wollen a Arbeit? Ja, wie soll i denn an Thierstimmenimitator beschäftigen.“

Artif: „Wisselicht im Hühnerfall. Da glauben die Sommergäste, sie kriegen alleweil frische Eier.“

Kotett.

Herr: „Trauer kleidet Sie sehr gut, mein Fräulein.“

Fräulein: „Ja, das muß ich selbst sagen; denn bei uns einer gestorben ist, dann habe ich immer die meisten Verehrer!“

Grund.

Erster Einbrecher: „Du willst 'ne Wittwe mit zehn Kindern heirathen, Lude?“

Zweiter Einbrecher: „Jawohl, Ede! . . . Det erleichtert meinem Bertheidiger das Bertheidigen ganz erheblich!“

Schrecklicher Traum.

„Ach, in dieser Nacht hatte ich einen schrecklichen Traum! Mir träumte, ich unternehme in einer funkelneulernen Toilette eine Reife im Luftballon und stür e dabei aus schwinbelnder Höhe auf eine frisch gestrichene Pant!“

Vorbereitung.

„Sie wissen ganz genau, daß Ihr Zimmerherr, der Schauspieler, dem nächst Benefiz hat?“

„Gewiß, er läßt ja bereits seinen silbernen Lorbeerkranz blank putzen.“

Sie locht.

Dame: „A, Marie, die dummen Konfervenbüchsen. Jetzt habe ich nun das schärfste Messer, das Rasirmesser von meinem Mann genommen und ich kriegen sie doch nicht auf!“

Aus Kalan.

A.: „Was, der privatstirende Schneidemeister Zwirn baut sich jetzt eine Villa?“

B.: „Ja, der will seiner Frau gegenüber nicht länger „billenos“ sein!“

Unter Gonnern.

„Heute ist in meiner Stammkneipe eine prachtvoller Leberzieher gestohlen worden; den Dieb hätte ich erwürgen können!“

„War's denn der Deinige?“

„Nein, aber ich hatte es auch auf ihn abgesehen!“